

Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode - von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung

Scheffer, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Scheffer, T. (2002). Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode - von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung. In D. Schaeffer, & G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S. 351-374). Bern: Huber. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-5093>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode – Von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung¹

Thomas Scheffer

Beobachtungsverfahren haben in den letzten Jahren in der sozialwissenschaftlichen Forschung zunehmend an Bedeutung gewonnen. Sie werden in Überblicksartikeln wiederholt als «die Grundlage aller Forschungsmethoden der Sozial- und Verhaltenswissenschaften» (Adler/Adler 1994, Angrosino/Mays de Perez 2000) gewürdigt. Die gewachsene Bedeutung hat theoretische und methodologische Hintergründe. Mit der «interpretative Sociology» (Giddens 1976) – um Phänomenologie, symbolischen Interaktionismus, Hermeneutik und Ethnomethodologie – hat das Geschehen vor Ort, das lokale Machtspiel und die Verständigungsarbeit der Teilnehmer eine systematische Relevanz erhalten. Soziale Situationen rücken ins Zentrum, weil gesellschaftliche Ordnungen sich genau und nur «hier und jetzt» zeigen (vgl. auch Knorr 1981). Situationen sind nicht mehr das Ende einer Befehlskette oder Appendix globaler Strukturen, sondern ihrerseits widerständig und strukturierend. Sie lassen sich nicht anhand von Parametern deduzieren und in ihrem Verlauf vorherbestimmen. Eine radikale Position zur Situiertheit gesellschaftlicher Praxis – die hier wohlge- merkt nicht «unabhängig vom jeweiligen Feld» geteilt wird – formulieren die Konversationsanalytiker Boden und Molotch:

«We have proposed that there is a hierarchy among forms of human intercourse:

- People prefer copresence compared to other forms of communication, particularly in those activities which set the conditions under which more routine events occur.
- Copresent interaction abounds under late modernity and, at least among some kinds of actors, is likely more frequent than ever.

1 Viele der hier vorgebrachten Argumente beziehen sich auf fortlaufende Diskussionen im Bielefelder Kolloquium zur empirischen Kulturosoziologie. Auf Grund meiner langjährigen Teilnahme in diesem Ethnographie-Zirkel sind meine Ideen von denen der anderen Mit-Streiter bis zur Unkenntlichkeit verwoben (aber nicht identisch). Diese akademische Heimat mag dazu führen, dass die folgenden Anregungen Ethnographie-lastig (im Bielefelder Sinne) geraten. Beobachtungsstudien sollen gleichwohl nicht mit Ethnographie gleichgesetzt werden

- Copresent interaction is dominant over other forms of communication in that other forms of communication take their shape through recall or anticipation of copresent talk, rather than the other way around.
- Copresent interaction is crucial in that the most important communication among the most consequential actors is done with copresence, and this will continue to be the case. This need for copresence limits the degree and kind of organizational, temporal, and spatial reshaping that the new technologies can induce.» (Boden/Molotch 1994: 277)

Mit der Würdigung des Situativen als eigendynamisch und strukturbildend gewinnen lokal operierende Forschungsmethoden an Zulauf. Feldforschungen und mehr oder weniger teilnehmende Beobachtungen halten nicht mehr nur in den klassischen Sozialwissenschaften vom Fremden – der Ethnologie und Kulturanthropologie – Einzug, sondern auch in den «Heimatdisziplinen» wie der Pädagogik und der Wissenschaftsforschung, der Medizinsoziologie oder der Sozialgeographie, der Frauen- und Geschlechterforschung oder der Medizinsoziologie. Auch angewandte Forschungen, wie die «participatory action research» (Kemmis/McTaggart 2000), das Software-design (vgl. Hughes u. a. 1993), oder die Projektevaluation (vgl. Scheffer/Wolff i. E.) greifen vermehrt auf Begleitung und Feldforschung zurück. Die entwickelten Ansätze folgen einem Willen zur Nähe und Unmittelbarkeit, als Gegenbewegung zur distanzierten, hypothesentestenden Umfrageforschung.

Doch was ist genau unter Beobachtung zu verstehen – oder besser: Wie sollten wir den Begriff im methodischen Zusammenhang verwenden? Beobachtung lässt sich eng fassen, als visuelle Wahrnehmung.² Der Forscher sieht und deutet das vor ihm ablaufende Geschehen. Ein (weiter) kommunikationstheoretischer Begriff fasst unter Beobachtung alle Formen systemeigener Wahrnehmung über interne oder externe Zustände. Fremd- wie Selbstbeobachtung versteht Luhmann als «die Handhabung von Unterscheidungen» (Luhmann 1991: 63) zur Informationsaufnahme und -verarbeitung. Demnach lassen sich Systeme durch Selektionen, Klassifikationen und Kopplungen charakterisieren bzw. dadurch, wie welche Informationen gefiltert, registriert, geordnet und prozessiert werden. Wir sehen später, dass ein derart weiter Begriff durchaus Vorzüge hat. Er macht z. B. deutlich, was sozialwissenschaftliche Methoden von Beobachtungspraktiken der Beforschten unterscheidet – und das heißt auch, was sie gemein haben (vgl. Goodwin 1994). Tatsächlich handelt es sich bei soziologischen Beobachtungen zumeist um Beobachtungen von Beobachtungen bzw. um «Beobachtungen zweiter Ordnung» (Luhmann 1991), um die Interpretation von Interpretationen.³

2 So fasst Flick (1998) die Beobachtung unter die Erhebung visueller Daten, was missverständlich ist, wie seine eigenen späteren Besprechungen von teilnehmender Beobachtung und Ethnographie zeigen.

3 Feldforscher eignen sich die Beobachtungsweise der Teilnehmer an. Im folgenden Beispiel lernt die Forscherin, wie Sicherheitskräfte (im Schwimmbad) auf «mögliche Gefahren aufmerksam werden». Die Beobachtungsweise der «Watcher» ist ihr anfangs noch fremd: «Wir – ein Watcher und ich – stehen an der Kasse und unterhalten uns. Durch die Drehtür kommen drei junge Männer, dunkle Hautfarbe, zwischen 16 und 20 Jahren. Ich sehe sie wohl, schenke ihnen aber keine besondere Beachtung, bin in unser Gespräch vertieft. Plötzlich nimmt der Watcher sein Funkgerät und gibt durch «Watcher-Kasse an Watcher-Streife. Gleich kommen ein paar Patienten runter»» (Jacobsen 1997: 120).

Der Begriff der Beobachtung, der heute die Methodendiskussion dominiert, liegt zwischen den beiden genannten Verwendungsweisen. Beobachtung ist demnach weder nur visuelle Wahrnehmung noch jedwede Wahrnehmung. Wir können unter Beobachtung vielmehr alle Formen der Wahrnehmung unter Bedingungen der Co-Präsenz verstehen: *also alle Sinneswahrnehmungen, die sich per Teilnahme erschließen*, wobei die Dauer der Teilnahme je nach Forschung variiert (aber nicht ausbleibt). Beobachten hieße dann die Nutzung der kompletten Körpersensorik des Forschers: das Riechen, Sehen, Hören und Ertasten sozialer Praxis. Doch das ist noch nicht alles. Auch der *soziale Sinn* des Forschers, seine Fähigkeit zu verstehen, zu fokussieren, sich vertraut zu machen, fällt in die ihm zugeschriebene Aufnahmekapazität (vgl. Amann/Hirschauer 1997). Sozialwissenschaftliches Beobachten sieht sich allerdings fast vollständig auf einen Mix von Seh- und Hörbarkeit beschränkt, was methodische Probleme bei der Erhebung anders gearteter Unterscheidungspraktiken mit sich bringt (vgl. Länger in diesem Band).

Im Folgenden werde ich die Frage praktischer Beobachtbarkeit, ihre Herstellung und «Manipulation» behandeln. Aus der Sicht des Beobachters geht es darum, Felderfahrungen – im Sinne von Eindrücken – zu stiften. Ich werde (1) Probleme und Strategien der Positionierung des Beobachtungskörpers aufzeigen, (2) konkurrierende Methoden als Beobachtungshilfen anführen sowie (3) die Notwendigkeit eines regen Empirie-Theorie-Austausches begründen. Es geht hier – im Vergleich zu *standardisierter Beobachtung* – um *offene* Herangehensweisen, die das Involviert-Sein ins Geschehen nutzen. Derlei *explorative* Beobachtungsstudien vermögen Theorien im Detail zu irritieren und schematische Debatten via «unübersichtlicher» Empirie zu beleben. Sie können die eigene Disziplin samt Begriffsapparat (d. h. auch den Beobachtungsapparat) an den eigenen, vielfach «vermessenen und vergessenen» Gegenstand – die gelebte soziale Ordnung – heranführen, sie mit ihm bekannt und vertraut machen.

Die soziale und räumliche Positionierung im Feld

In der Literatur werden Beobachtungsmethoden in Begriffsoppositionen dargestellt. Es werden systematische und unsystematische, offene und verdeckte, teilnehmende und nicht-teilnehmende, standardisierte und nicht-standardisierte Beobachtungen unterschieden. **Methodenbücher erwecken den Eindruck**, der Forscher könne die «passende Methode» vorab festlegen und dann befolgen. Viele Entscheidungen, wie sich eine Praxis beobachten lässt, sind dagegen pragmatischer Natur. Anders formuliert: der Forscher wird **im Feld mit einer Reihe** von (unvorhergesehenen) Problemen konfrontiert, die eine Anpassung des Beobachtungspostens oder der Beobachtungsweise erfordern. Wie «teilnehmend» die Beobachtung eigentlich sein muss, entscheidet sich erst vor Ort und im Forschungsverlauf.

Die folgende Beschreibung (Scheffer 2001: 205 f.) ist aus einer Serie von Situationsbeobachtungen zusammengesetzt. Die Zwischenüberschriften bezeichnen Stufen im Geschehensablauf der ersten Schritte einer Fallbearbeitung in einer

Ausländerbehörde. Ich habe die Beschreibung gewählt, weil sich an ihr wesentliche Formen der Positionierung im Feld vorführen lassen.

Vor dem Büro

Wartende stehen herum. Die zwei Stühle an der Wand neben der ersten Bürotür bleiben leer. Eine Frau benutzt die Fensterbank als Schreibunterlage. Die Fenster sind vergittert. Die Gardinen machen es ein wenig freundlicher. Neben jeder Tür eine Hinweistafel mit dem Titel des Sachgebiets und dem Namen der Amtsperson.

Einlass geben

Draußen: «Allgemeines Ausländerrecht», erst anklopfen, dann warten, ob sich im Raum wer regt. Es ist im Milchglas der Tür schwerlich zu erkennen, was drinnen vor sich geht: «Ist jemand drin? Muss ich noch warten?» Zaghaftes Klopfen. Eine Frauenstimme aus dem Büro bittet «Herein!»

Drinnen: Die Amtsperson blickt (wie ich) erwartungsvoll zur Tür. «Endlich Kundschaft!» grinst sie mich an. Ich sitze daneben, mein Notizbuch auf den Knien.

Frau Hartwig und ich verfolgen gemeinsam in der Mattscheibe die Bewegungen einer Silhouette. «Warum kommt diese Person nicht rein?» Noch mal das Signal, jetzt lauter: «HEREIN!»

Positionen

Hinter dem wuchtigen Schreibtisch thront die Amtsperson. Aufrecht, die Hände vor sich auf dem Tisch, die Sinne gerichtet, empfängt sie den Eintretenden. Der Schreibtisch ist frei geräumt. Akten und Papiere hat sie in großen Schubladen verschwinden lassen. Die wenigen Ordner und Bücher sind zu einer Reihe vorgestellt.

Vor dem Schreibtisch zwei Holzstühle. Sie grüßt knapp und verweist auf die Plätze: «Bitte setzen Sie sich!»

Ort und Inventar

Alles ist bereit: die leer geräumte Arbeitsplatte, die aufmerksame Amtsperson hinterm Schreibtisch und der hingeseetzte Behördengänger davor, seine Akte in der Hängeregistratur und die Formulare in der Ablage. Der schlichte Raum wird zur Kulisse: die vergilbte Tapete, die zwei Leuchtstoffröhren, die hohen Fenster mit Blick auf die Eisenbahnböschung, das Telefon, der Urlaubskalender, der Stahlschrank für die Karteikarten, der Meldecomputer in der Ecke, die Aktenwand. Der Schreibtisch rückt jetzt ins Zentrum der 20 qm Büro.

Die Eröffnung

Die Sachbearbeiterin dirigiert: «Ich brauche einmal Ihren Pass, bitte. () Ja, ja Ihren Pass!» Erst einmal kommt die Passvorlage. Auch wenn der Sitzende mit einem Anliegen losstürmt («Ich will doch nur fragen, ob ...»), sie fordert den Ausweis.

In der Regel wird dieser Bitte ohne Umschweife nachgekommen. Viele Klienten halten den Ausweis schon bereit und reichen ihn ungefragt. Auch ich bin überrascht, als jemand sich nicht sofort (wie erwartet) ausweist.

«Da ist sie eisern», grinst ihre Kollegin von nebenan. Eisern überhört sie die Fragen «des Bürgers», so als könne sie nur mit seinem Ausweispapier die Fragen verstehen. Vorher-Fragen schenkt sie kein Gehör.

Die Amtsperson insistiert: «BITTE den Pass!» Sie streckt ihre Schreibhand über den Tisch und fixiert diesen Menschen, der sich doch tatsächlich ziert: «Warum muss ich IHNEN meinen Pass geben?» Ihre Überzeugung überspringt derlei Widerstände: «Wer in eine Behörde kommt, hat seinen Pass vorzulegen () Das ist in jeder Behörde so!» Widerwillig und verärgert reicht der «Ich-helfe-doch-nur-meinem-Kollegen» oder der «Ich-hab-ja-nur-eine-Frage» schließlich das Papier.

Hat diese Person denn was zu verbergen? So unnütz und überzogen mir dieses Ritual erschien, z. B. wenn jemand nur um eine «kleine» Auskunft bittet – wie bei dem Ehepaar, das das Gewerbeamt sucht und der Mann sich zunächst ausweisen muss –, so gering schätzte ich anfangs den Preis der Ausweisvorlage für den Betroffenen.

Der prüfende Blick

Von nervösem Tischgeklopfe, bösen Blicken oder verbalen Attacken lässt sich die Amtsperson nicht antreiben. Sie blättert den Ausweis – nun wohl erst recht – von vorne nach hinten und zurück. Ihr prüfender Blick studiert ihn mit Sorgfalt.

In ihrem Gesicht suche ich vergeblich Zeichen einer Wertung. Das Gesicht des Klienten verrät Verunsicherung: «Kann es nun endlich losgehen? Was will die von mir?»

Solange sie den Ausweis liest, hängt die Situation in der Schwebe. Einstieg wie Richtung der weiteren Bearbeitung bestimmt sie anhand der Prüfung; der Behördengänger ist nur Anhängsel dieses gewichtigen Papiers.

Dabei ist die Kontrolle des Dokuments nicht einfach glimpfliche Routine: Einmal kassiert die tüchtige Amtsperson ein ungültiges Papier, einmal unterstellt sie – zu Recht, wie sich herausstellt – die Verwendung eines fremden Ausweises, öfter entdeckt sie einen (nahenden) Fristverzug.

Die Identitätsfeststellung

Als Amtsperson verkündet sie, den Ausweis noch beiläufig blättern, dem beunruhigten Ausweis-träger das Ergebnis ihrer Schau: «Ihr Aufenthalt ist ja abgelaufen!» oder «Das ist ja ein altes DDR-Papier. Den muss ich einbehalten.» oder «Das ist doch nicht Ihr Pass ... Das sind Sie doch nicht, oder?»

Nicht selten überrascht sie uns – den hingehaltenen Behördengänger und den befremdeten Zuschauer – nach dem Ausweisstudium mit einem (entwaffnenden) «Na und? Was wollen Sie jetzt?» Sie reicht den Ausweis zurück über den Schreibtisch und erteilt das Wort.

Im Folgenden möchte ich die hier angewandten Positionierungen zur Teilnahme an der Situation, zur wiederholten Beobachtung, zur Prozessbeobachtung, zur fokussierten Beobachtung sowie zum Perspektivenwechsel erläutern. Sie zeigen, dass Beobachtbarkeit eine praktische Hervorbringung darstellt. Bestimmte Zusammenhänge werden erst mittels methodischer Züge beobachtbar – oder verweigern sich ihr auch dann noch.

Die Beobachtbarkeit sozialer Situationen

Was macht die Beobachtung mit der Situation? Welche neue Situation schafft die Beobachtung? Wie wird das Geschehen durch den Zuschauer transformiert? Derlei Fragen bedürfen nicht nur einer nachträglichen Reflexion «der eigenen Rolle im Feld», sondern forschungsbegleitender Überlegungen. Es ist schließlich Aufgabe des Forschers, die Situation zu beschreiben, die durch die unterschiedlichen Teilnahmen (auch der eigenen) hervorgebracht wird.

Situationsbeobachtungen erfordern das «involvement» (Goffman) des Forschers in unterschiedlichem Maße sowie die unterschiedlichsten Rollenübernahmen (vgl. Adler/Adler 1987). Die Beobachter-Person kann im Feld aufgehen («going native») und dabei die Lernfähigkeit des Fremden und Novizen einbüßen. Der Luxus geduldiger Beobachtung wird durch andere praktische Dringlichkeiten überschattet. Ein Gegenstück zum Identitätsverlust ist die mangelnde *Inklusion ins Geschehen*: die Beobachterin/der Beobachter bleibt dem Geschehen äußerlich. Das «was vor sich geht» bleibt ihr/ihm in seiner Eigenlogik unverständlich und unzugänglich. Projiziert wird wesentlich eigenes Vorwissen, ohne dass sich die Beobachtung von der Empirie beeindruckend ließe. In solchen Fällen bleiben Forschungsprojekte lernunfähig, während im Fall des «going native» die Fähigkeit schwindet, Differenzen zu den Selbstbeobachtungen des Feldes zu markieren – und damit Wissenswertes zu erkennen und zu kommunizieren.

Um einen weder störenden noch gestörten Beobachtungsposten einzunehmen, wird die Anwesenheit des Forschers «normalisiert». Der Fremdkörper soll zum un-

auffälligen Bestandteil des Ausgangskontextes werden. Beobachtungen sind dort per se «normal», wo sie mit den Gepflogenheiten übereinstimmen. Auf öffentlichen Plätzen, im Krankenhausfoyer oder dem ärztlichen Warteraum, ist das «Sehen und Gesehen-Werden» Ausdruck des sozialen Verkehrs. Die Integrität der Szenerie bleibt trotz der *Gelegenheitsbeobachtung* unberührt. Beobachtungen sind auch dort unproblematisch, wo das Setting bereits durch ein Miteinander von Darstellern und Publikum geprägt ist: etwa im Parlament, bei Gericht, in der Fernsehshow oder im Hörsaal. Der Forscher muss hier allein als ein Zuschauer unter anderen erscheinen (und nicht in Aktion treten). Für die Akteure ist er «offensichtlich» Teil des Publikums.

Die Normalisierung ist anspruchsvoller in Feldern, wo alle im Raum Anwesenden tragende Rollen ausüben. So ist eine Beobachtung in der Ausländerbehörde voraussetzungsvoll, weil es hier im Normalbetrieb keine reine Beobachtungsrolle gibt. Am ehesten kann der Forscher noch als Lernender ins Geschehen integriert werden. (Ich musste entsprechend einen «Praktikantenvertrag» unterzeichnen.) Diese Rolle erlaubt es Teilnehmern, nicht nur die Anwesenheit des «Forschers», sondern auch «seltsame Verhaltensweisen» zu erklären. Novizen können, anders als Experten, wiederholt «dumme Nachfragen» stellen.

Beobachtungen wirken dort verheerend, wo sie die «eigentliche» Situation durchkreuzen oder auf den Kopf stellen. So mag die bloße Anwesenheit eines Dritten die Vertraulichkeit einer psychiatrischen Beratung⁴ oder einer Doktor-Patienten-Interaktion stören oder gar sabotieren. Das Vier-Augen-Gespräch (die Beichte oder der Tratsch unter Freundinnen) wird durch Zuschauer leicht zur «talk show». Einsame Tätigkeiten werden ebenso transformiert. Im folgenden Beispiel wird einer typischen Hinterbühnenaktivität beigewohnt:

Eine Lehrerin korrigiert eine Klausur, die sie später mit «fünf» bewerten wird. Mit der linken Hand stützt sie ihren Kopf ab, ihr Blick signalisiert Skepsis. Sie beugt sich nah über den Text, so als können sie nicht glauben, was sie da liest. Laute wie «tse, tse, tse» entfahren ihrem Mund. Kurz darauf streicht sie mit einer energischen Geste mehrere Zeilen mit einem Federstrich durch. Die Hand, die ihren Kopf stützt, vermag ihn nicht mehr zu halten; er rutscht ab, so als sei die Arbeit nicht mehr zu retten. Sie kommentiert dem anwesenden Ethnographen ihre Empfindungen: «Wenn Sie jetzt nicht dagewesen wären, hätte ich laut Scheiße geschrien». (Kalthoff 1997: 134)

Eine weitere Beschränkung der Beobachtbarkeit mag durch die – «offensichtliche» bzw. phänotypische – Identität des Beobachters erwachsen. In manchen Kontexten finden sich Forscherinnen bzw. Forscher als stigmatisiert wieder (vgl. Goffman 1963). So konterkarieren Erwachsene den Schwur der Jugendgang oder die Intimität einer Kinderdisco (Bredenstein/Kelle 1998), der Langhaarige den Zusammenhalt der «Kameradschaft» oder eine Ethnographin die Idee der Männergruppe (vgl.

4 Schon die Ausübung «exportierender Aktivitäten» (Scheffer 1998) durch den Psychoanalytiker (wie das Protokollieren) kann Störungen verursachen. So rät Szasz: «The psychoanalytic relationship is a personal encounter. You are not doing anything to the patient – at least no more than he is doing to you. You are not the observer and he is the observed. Both of you play dual roles as participants in a relationship and as observers of it. What effect would note-taking have on your relationship with your mother, wife, or friend?» (Szasz 1965: 220).

Kulick/Willson 1995). Die Anpassung per Kleidungsstil, Redeweise oder Benehmen wird dort nötig, wo sich ansonsten die ganze Aufmerksamkeit auf den «Paradiesvogel» richtet.⁵

In «sensiblen Feldern» bedarf es weiterer vertrauensbildender Maßnahmen und Respektsbekundungen, um überhaupt eine Beobachtungsposition einnehmen zu können. «Deals» können hier Beobachter umfassender ins Geschehen verwickeln als ihnen lieb ist. So können bei Untersuchungen krimineller Milieus Sozialforscher und Sozialforscherinnen selbst zur Teilnahme an Delikten gedrängt werden (vgl. Whyte 1943, Sluka 1990). Alleine die Eigenschaft des Geheimnisträgers oder Mitwissers zieht weitreichende soziale Verbindlichkeiten nach sich. Je nachdem, wie sich die Beobachtbarkeit eines Feldes für die Forscherin bzw. den Forscher gestaltet, wird es notwendig, den Beobachtungszeitraum zu variieren – sowie Strategie und Taktik der Positionierung zu überdenken.⁶

Die repetitive Beobachtung von (Un-)Regelmäßigkeiten

Ein Problem für die Beobachtung vor Ort ist die *hohe Frequenz und Geschwindigkeit*, mit der situativ Meinungen und Positionen, Entscheidungen und Informationen auftauchen und zirkulieren. Unter solchen Bedingungen ist eine Interaktionsordnung nur schwer auszumachen. Oft bleibt schleierhaft, was hier eigentlich vor sich geht.

Auf die Begrenzung der situativen Aufnahmekapazität wird in der Regel mit dem Einsatz technischer Aufzeichnungsgeräte (s. u.) reagiert, die ein wiederholtes «Abspielen» elektronisch gespeicherter Signale erlauben. Eine andere Form der Wiederholung lässt sich per Positionierung erzeugen. Ein Beobachter bzw. eine Beobachterin kann das gleiche Geschehen (den Behördenkontakt, die Patientenaufnahme, die Visite etc.) mehrmals aufsuchen und studieren, um Wissenslücken zu schließen, (weitere) Varianten zu entdecken, fehlende Details zu ermitteln oder den gesamten Ablauf mehr oder weniger zu komplettieren. Es ist zumeist erst die Datenanalyse, die derartige Lücken bloßlegt und den Bedarf nach einem wiederholten Aufsuchen stellt.

Im obigen Beispiel der Passvorlage(n) geraten formal-strukturelle Regelmäßigkeiten und Regelhaftigkeiten, Spielzüge und Handlungsstränge, Sequenzen und Ablaufschemata in den Blick. Es zeigen sich Formalien, die sich so in keinem Handbuch der Ausländerbehörde bzw. Organisation finden. Zudem wird per Wiederholung die Aufmerksamkeit von der einzigartigen «spannenden Fallgeschichte» abgelenkt. Der

5 Für meine derzeitige Gerichtsforschung («The social career of legal arguments») legte ich mir einen etwas konservativen Anzug zu, um eine gute Position im Feld (gleich neben dem Gerichtsschreiber) zu ergattern. Ich bekundete mit der Befolgung der Kleidungs Vorschriften meinen Respekt gegenüber der Institution. Später kam der Anzug erneut zum Einsatz. Er war Bestandteil des schriftlichen Kontraktes, den ich mit einer Anwaltskanzlei schloss: neben Verschwiegenheit gehörte Anzug- und Krawattenzwang zu meinen Vertragspflichten.

6 Es lässt sich freilich auch über das Scheitern Aufschlussreiches vom Feld berichten. Zum Beispiel zu den Strategien des Abschirmens, die manche Berufsgruppen, Clans, Milieus oder verdeckt operierende Organisationen im Verhältnis zu ihrer Umwelt bemühen.

Blick wird distanziert und richtet sich stattdessen auf die Ordnung des Geschehens: Wie schreitet eine solche Bearbeitung und Interaktion voran. Die Beschreibung verdichtet sich in zwei Richtungen: einer zeitlichen Abfolge von Phasen und einer kontingenten Auffächerung innerhalb dieser Phasen (vgl. beispielsweise die unterschiedlichen Reaktionsweisen der Behördengänger oder die Ergebnisse «ihrer Passkontrolle»). Gerade weil sich Praxis nicht ganz und gar wiederholt, erfährt der Forscher bzw. die Forscherin die Elastizität der Regelmäßigkeit und das, was im weiteren Verlauf einen Unterschied macht.

Die Wiederholung vermittelt eine Soziologisierung des Geschehens. Sie richtet die Aufmerksamkeit auf die lokale Soziologik. Eine Sprechstunde lässt sich in die obligatorischen Bestandteile, Schritte, Verrichtungen zerlegen und als Ablaufordnung – relativ unabhängig vom Einzelfall – rekonstruieren. Es ergeben sich statt bloßer Narrationen realtypische Muster, die als Beobachtungsschemata an weiteren Situationen getestet werden können. (Die o. g. Verlaufsbeschreibung ist hier noch Mischform zwischen Narration und Muster.) Der Normalablauf gerät dabei schärfer in den Blick, wenn «Störungen» auftreten, der (orientierende) Normalbetrieb ins Stocken gerät und Korrekturen und Reparaturen versucht werden.⁷ So verdeutlicht erst die seltene Weigerung, den Pass vorzulegen, sowie die Reaktion auf derlei Widerständigkeit die Massivität der lokalen Ablaufordnung.

Transsituativen Prozessen nachspüren

Soziale Situationen entziehen sich der Beobachtung durch Außenstehende nicht per Abschirmung. Auch im Zuge von Interaktionen bleiben Feldforscher und Feldforscherinnen zuweilen außen vor. Wir können hier verschiedene Grade des Eingeweihtseins, der Geheimniskrämerei und der Mitwisserschaft unterscheiden, die sowohl zwischen den Teilnehmern, aber mehr noch im Verhältnis von Einheimischen/Eingeweihten einerseits und Fremden/Novizen andererseits auftreten.

So bleibt für die Beobachtung einer turnusmäßigen Diagnose am Krankenbett z. B. die Vorgeschichte des Kranken oder die Bedeutung bestimmter Fachausdrücke implizit. Sie werden nicht extra erklärt, weil ein geteiltes Wissen vorausgesetzt wird, weil derlei schon bei früheren Treffen erläutert wurde, weil sich all dies der Krankenakte entnehmen ließe oder weil auf diese Weise professionelle Autorität aufrechterhalten wird. Außenstehende müssten hier über Hintergrundwissen verfügen, auf das in der Situation zwar Bezug genommen, das aber nicht notwendigerweise expliziert wird.

Das Maß der benötigten Zusatzinformation hängt vom jeweiligen Forschungsinteresse ab. Will die Soziologin klären, wie z. B. medizinische Diagnosen vermittelt werden, genügt womöglich eine formale Analyse des Gesprächsablaufs. Will sie in

7 Garfinkel (1963) hat durch seine Studenten Störungen per «Krisenexperimente» herbeiführen lassen. Eine andere Beobachtungsstrategie wählen Ethnographen. Sie nutzen «natürliche Krisen» forschungsstrategisch, um die sonst schwer zugängliche Normalität sichtbar zu machen. In beiden Fällen können wir auch von Verfremdungsstrategien sprechen: Kontrastmittel, die das Offensichtliche sichtbar machen.

Erfahrung bringen, welche Rolle die Visite im Behandlungsprozess einnimmt, was an dieser Stelle geleistet (und nicht geleistet) wird, empfiehlt sich eine erweiterte Perspektive, die über die Beobachtung isolierter Ereignisse hinausgeht.

Die Beobachtung kann, um Hintergründe in Erfahrung zu bringen, auf ganze Serien oder Reihen zurückgreifen. Sie wird konträr zur Sässigkeit wiederholender Beobachtung mobil und folgt zeit- und raumgreifenden Aktivitäten. Patientinnen werden durch den Behandlungsprozess verfolgt oder die behandelnde Ärztin und ihr Assistent über einen längeren Arbeitszeitraum. Oder die Beobachtung akkumuliert Behördengänge ein und desselben «Falles» und wird auf diese Weise gewahrt, wie die Behörde «Fallgeschichten» schreibt, wie sich die Teilnehmer rückbeziehen und wie Folgetreffen (anschlussfähig) gemacht werden. Verglichen mit der sässigen Beobachtung macht derlei Verfolgung verzweigte, andauernde Wissensakkumulationen erfahrbar. Sie kann sich auf ein Hintergrundwissen beziehen, dass Teilnehmer in Beobachtungssituationen – wenn überhaupt – nur als «knappe Hinweise» bzw. als «contextualisation cues» (Goodwin 1994) auf- und abrufen.

Es ist die Fähigkeit reflexiver Beobachtung, Positionen entlang ablaufender Wissensprozesse und praktischer Zusammenhänge zu variieren, die Vorteile gegenüber standardisierten, festen Beobachtungsposten (von Menschen oder Apparaten) bereithält. Es lässt sich per Spurensuche aufschlüsseln, wie Situationen zusammenhängen, oder allgemeiner: was woran anschließt, was worauf aufbaut und was wie zueinander in Beziehung steht. Die Beobachtung verlässt hier die reine Situationsanalyse und verkoppelt sie mit der Analyse von *Prozessen und Verfahren*, die durch mehr oder weniger methodisch aufgereichte Begegnungen und Verrichtungen entfaltet werden. Sie relativieren den Gehalt und die Bedeutung der einen Veranstaltung zu Gunsten von Vorbereitungen, Zuspitzungen und Setzungen an anderer Stelle.

Die Beobachtung fokussieren

Neben der Wiederholung und der Beobachtungsserie hilft die *Fokussierung*, die Beobachtungsfähigkeit zu verbessern. Sie intensiviert, justiert, verdichtet die Wahrnehmung «auf den Punkt»: «An dieser Stelle genau aufgepasst!» Fokussierung kann dabei thematisch, zeitlich, räumlich oder personal angelegt werden, wobei die Formen ineinander verschränkt sind – und sich ex post wohl durchweg als thematische Brennpunkte reformulieren lassen. Für unsere Zwecke der Herstellung von Beobachtbarkeit stimulieren sie Aufmerksamkeitsrichtungen oder Leitmotive, an denen sich die jeweils übrigen ausrichten.

Als *thematische Fokussierung* kann etwa nach der Koordination innerhalb des Operationsteams gefragt werden. Der Forscher achtet z. B. darauf, wie das Operationsteam «seinen Chirurgen» funktionstüchtig hält und dabei insgesamt als Körper fungiert (vgl. Hirschauer 1991). Für den Fall der Ausländerbehörde mag es der Gebrauch des Passes sein, der, wie sich zeigt, im Zuge des Ämterganges die unterschiedlichsten – begrenzt effizienten – Nutzungsweisen erfährt (vgl. Scheffer 2001: 217 f.): als Eintrittskarte (in die Bearbeitung), Anhaltspunkt (um begründete Zweifel und Einwände anzubringen), Pflichtübung (für den «ordentlichen» Selbst-Verwal-

ter), als Prokura (befugt zu sein, für den Fall sprechen zu dürfen) oder auch mitgeführte Karteikarte des Falles (enthält Aufenthaltsstatus samt Beschränkungen).

Eine *zeitliche Fokussierung* bezieht sich auf Stufen im Interaktions- oder Verfahrensablauf, einen Zeitpunkt in der sozialen Karriere, bestimmte Sequenzen in Begegnungen oder auf Passagepunkte in einem weiteren Prozess (etwa der Diagnose vor der Hospitalisierung). So kann sich der Beobachter ganz auf die Begrüßung bei der Visite konzentrieren und herausarbeiten, was alles an dieser Stelle geleistet und für die folgenden Phasen festgelegt wird.⁸

Räumliche Fokussierungen sind insbesondere bei translokalen Prozessen vonnöten. Zur Beobachtung werden solche Orte gewählt, die in der Praxis als relevante Schnittstellen oder entscheidende Nadelöhre dienen (z. B. der Eintritt in die Amtsstube). Es kann sich um den Durchgang von Vorder- zu Hinterbühne handeln, bei dem beide Seiten erst als «via Darstellung» konstruierte Regionen sichtbar werden. Derartige analytische Positionen können von offiziellen Zuschreibungen abweichen. Zum wichtigen Ort wird dann der Pausenraum und nicht das Chefzimmer, die Empfangstheke und nicht der pompöse Konferenzsaal.

Personale Fokussierungen sind angebracht, um ein ansonsten unübersichtliches, unzugängliches und sperriges Feld über eine Schlüsselperson (z. B. eine Rehabilitationsklinik aus der Sicht eines Patienten oder die Unfallchirurgie aus der Sicht des Chirurgen) zu erschließen. Die Beobachtung folgt «ihren» Protagonisten auf Schritt und Tritt und lernt auf diese Weise, sich im Feld zu orientieren. Ein möglicher positiver Aspekt dieser Strategie ist nicht zu unterschätzen: Durch den festen personellen Bezug lässt sich Vertrauen aufbauen, was wiederum den Zugang zu Daten erleichtert. Zudem zeigt sich, wie Personen in ihrem Verhalten, ihren Zielen und Perspektiven Schritt für Schritt auf einen Kontext eingestellt werden oder sich in diesem verwickeln. Es zeigt sich, als was und wie sie hier überhaupt zur Geltung kommen.

Perspektiven wechseln

Der Perspektivwechsel ist eine weitere Strategie, die Beobachtbarkeit eines Feldes herzustellen. Beobachtungskörper werden hier nicht nur mobilisiert, sondern gezielt mit divergierenden, parteilichen Wahrnehmungsweisen konfrontiert. Durch den Wechsel der Seiten und Perspektiven lässt sich ein *eigener, neuer* Blick auf das Geschehen richten; ein Blick, der «beheimateten» oder «solidarischen» Teilnehmern verwehrt ist.

So wechselt die obige Beschreibung vor dem eigentlichen Eintritt ins Büro zwischen der Perspektive des Behördengängers und der Amtsperson. Mal sieht der/die Wartende «von außen» nicht, ob sich drinnen noch ein Vor-Gänger befindet; mal

8 In hermeneutischen wie konversationsanalytischen Gesprächsanalysen ist es üblich, die Gesprächseröffnung ins Zentrum zu rücken. Die zeitliche Fokussierung erfolgt dabei aus systematischer Sicht: Die Aufmerksamkeit richtet sich auf solche Momente, in denen die Grundlage für «alles Weitere» gelegt wird. (Die Varianzen im Fortgang sollten allerdings nicht unterschlagen werden.)

sieht die Amtsperson «von drinnen», dass draußen ein neuer Behördengänger um Einlass sucht.

Betont wird durch Positionswechsel die Perspektivität jeglicher Beobachtung und Rezeption. Sie helfen außerdem ein «going native» zu verhindern. Es wird nicht nur eine originäre (gebrochene, vielfältige, nicht mehr gar so bündige) Version des Geschehens erarbeitet (vgl. Clifford 1986), sondern auch der Solidarisierungseffekt mit nur einer Partei konterkariert.

Positionswechsel können, müssen aber nicht die Parteigrenzen – etwa die Doktorsicht und die Patientensicht – in einem Feld überschreiten. Der Beobachter kann Perspektiven auch wechseln, indem er durch den Wechsel innerhalb eines Ensembles die unterschiedlichen Interpretationsweisen (einer Rolle, Aufgabe, Problemstellung) herausarbeitet. Die Arbeit des einen Arztes erweist sich als verschieden (und ähnlich) von der des Kollegen. Die Rolle der Schwester erweist sich in bestimmten Hinsichten als personen(un)gebunden. Vorschnelle Verallgemeinerungen werden durchkreuzt. Der Beobachter lernt, verschiedene Ethnomethoden zu unterscheiden und diese Unterscheidung in ein weiteres Raster von Bedingungen und Effekten einzutragen. Eine solche Sicht ist im Übrigen hilfreich für begleitende Evaluationen (Scheffer/Wolff i. E.), die stets danach fragen «*what matters*».

Positionswechsel vermögen dem Forscher zu vermitteln, wie schwer die Verständigungsarbeit zwischen den Seiten sich darstellt. Die Parteien mögen mit gänzlich unterschiedlichen Erwartungen, Aussichten und Zielvorstellungen in eine Begegnung gehen, in der sie erst nach und nach aufeinander eingestellt werden. Auch mag das Wissen der Beteiligten unterschiedlich ausgeprägt sein. Die Vorstellung von der Relevanz einer Veranstaltung oder von dem Ergebnis einer Verhandlung, mag mehr oder weniger divergieren.

Durch Positionswechsel kann ehemals Einheitliches in Lager oder Parteien zerfallen. Eine Organisation wird z. B. als «Machtspiel» beobachtbar, in dem verschiedene Spieler für ihre unterschiedlichen Ziele Ressourcen mobilisieren und Informationsflüsse kontrollieren. Oder es wird deutlich, wie verschiedene Professionen (etwa in einem Krankenhaus) Kompetenzen abstecken und einander streitig machen.

Die Arbeit an den Grenzen der Beobachtbarkeit

Gerne wird die Beobachtung als Gegenstück zum *Hörensagen des Interviews* oder der *Oberflächlichkeit von Dokumenten* vorgestellt. Der Forscher generiere als Augenzeuge ein Wissen aus erster Hand und mache sich dabei unabhängig von der Selbstdarstellung der Akteure oder Organisationen. Der Forscher erfährt die soziale Wirklichkeit unmittelbar, indem er «ins Feld eintaucht». Dieser Forschungsethos des Dabei- und Dortseins wird der Forschungsbürokrat als Figur entgegengestellt, der fernab vom störenden Gewimmel des Sozialen mittels standardisierter Umfragen allerlei bereinigte Daten abrufte.

Die Differenz zu anderen Methoden ist in der Praxis weniger eindeutig. Das soziale Geschehen ist unmittelbar, erschließt sich nicht. Sinn erhalten Phänomene für

Teilnehmer wie Forscher im Rahmen (erlernter) geteilter «Sprachspiele» (Wittgenstein). Letztere fungieren als «Sprachschüler» und «Übersetzer». Die gewonnenen Beobachtungen werden als Daten – abgesehen von «heimgebrachten» Fundstücken und (verblassenden) Erinnerungen – in die restriktive Form des Textes (Feldnotizen, Beobachtungsprotokolle) gegossen.

Wir wollen uns im Folgenden auf weitere Formen der Mittelbarkeit konzentrieren, aus der sich die Unmöglichkeit von Beobachtung, wohl aber ihre notwendige Flankierung im Sinne einer Methoden- und Datenvielfalt ableiten lässt. Beobachter erweitern die eigene Sensorik durch elektronische Aufnahmegерäte (Bild- und Tonspuren) oder holen nachträglich Insiderinformationen ein (Experteninterviews). Sie greifen auf das Gedächtnis der Organisation (Handbücher, Akten, Dateien) zurück oder auf Beschreibungen von Kollegen und verwandten Disziplinen. Beobachtungsstudien nutzen den «Stand der Forschung» sowie feldeigene Analysen, um Orientierung herzustellen, Kontraste zu bilden oder Wissenslücken zu markieren.

All dies erfolgt nicht als «realistische» Triangulation. Es geht nicht darum, per Datenabgleich der (unhintergehbaren) Perspektivität «ein Schnippchen zu schlagen». Es geht darum, durch die Variation von Beobachtungsweisen «Beobachtbarkeit» erst herzustellen.

Die Überfülle und Flüchtigkeit der Geschehensoberfläche

Der Beobachter ist nicht nur mit Zugangsproblemen oder unterschiedlich sedimentierten Wissensbeständen konfrontiert. Es ist auch die Komplexität, Detailliertheit und Geschwindigkeit des Geschehens, die – über das wiederholte und fokussierte Beobachten hinaus – den Bedarf nach Beobachtungshilfsmitteln wecken. Eine übliche Variante, die körpereigene Beobachtungskapazität zu verbessern bzw. sich auf die Qualitäten des Feldes einzustellen, sind auditive oder audiovisuelle Aufnahmen.

Per mitlaufender Aufnahme ist die körpergebundene Sensorik entlastet. Statt z. B. allein dem Wortwechsel zu folgen, kann sie sich nun den nonverbalen Aktivitäten widmen, kann Eindrücke und Besonderheiten notieren. Per elektronische Aufnahme lassen sich Beschreibungen mit Details anreichern, die sich den orientierenden und fokussierenden Sinnen entziehen. Wir finden hier Limitierung und Potenzial in einem: Wo das Tonbandgerät Laute in ihrer Erscheinungsfolge «einfriert» (und die Analyse auf die Oberfläche der Ereignisse festnagelt), da sucht der Forscher-Körper als Erhebungsinstrument – gleich anderen Situationsteilnehmern – zu erfassen, «was hier eigentlich gespielt wird!» Die körperliche Teilnahme zeichnet die Aufmerksamkeit aus, das Gespür für Relevanzen. Die Teilnehmer/Teilnehmerinnen registrieren je nach Position und Involviertheit aufkommende Stimmungen, mitschwingende Untertöne, wechselnde Intensitäten, implizite Spannungen.

Eine weitere Entlastung der Aufnahmekapazität kann durch Videoaufzeichnungen erfolgen, die der Beobachtung zur Seite gestellt werden (diese aber auch behindern). Der Videoeinsatz ist massiv und dazu geeignet, Grenzen und Charakter von Situationen zu transformieren; es sei denn, die Videokamera ist fester Bestandteil der Situation: etwa der Videokonferenz oder von Videoschulungen. Die Videoaufnahme gilt

heute (oft unterschiedslos) als der Inbegriff qualitativer Datenerhebung, als die kompletteste Aufzeichnung von Situationen. Die Oberfläche des Geschehens aus der Perspektive der installierten Kameralinse ist allerdings alles andere als identisch mit dem diachronen und synchronen, mehr oder weniger (aber nie vollständig) zentrierten Geschehen, bei dem sich Blicke kreuzen, Nebenschauplätze entfalten, Gesichter versteinern, Dokumente «wortgewaltig» einmischen oder Körper sich beiläufig berühren (vgl. Amann/Hohn 1998).

Während der Forscherkörper seine Aufmerksamkeiten teilt, hängt das Kameraauge dem Fluss der Erscheinungen nach. Während die Sinne fokussieren, zoomen, umschalten, umherschweifen – aber auch abschweifen, abgelenkt werden, dahindämmern – stiert die Kamera «vor sich hin».⁹ Interessierte wie desinteressierte Beobachtung vermögen einander auf die Sprünge zu helfen, wenn es darum geht, das Geschehen in seiner sequenziellen Entfaltung zu analysieren.

Das Hintergrundwissen der Teilnehmer

Interviews und Beobachtungen haben – als unterschiedliche Formen kopräsentativer Datenerhebung – ähnliche Effekte auf die Informationsfülle. Beide Settings befassen sich mit Darstellungen. Befragt werden oder beobachtet werden stellt zuweilen an Teilnehmer identische Anforderungen: sich im guten Licht präsentieren, sich gemäß der sozialen professionellen oder persönlichen Identität zeigen, sich etwa als geschlecht, qualifiziert, vertrauenswürdig etc. erweisen. Für den beobachteten Darsteller ergibt sich jedoch eine zusätzliche Erschwernis. Er muss, ähnlich wie in der Gruppendiskussion, nicht nur für den Forscher agieren, sondern zusätzlich auf andere Interaktionspartner eingehen.

Unterschiede treten hervor, wenn wir die Rahmung der Darstellungen variieren. Tatsächlich ist es etwas anderes, ob Teilnehmer erzählen, wie und was sie tun, oder bei ihrem Tun beobachtet werden. Es ist ein Unterschied, ob beispielsweise ein Lehrer berichtet, wie er sich als Lehrer gegenüber der Klasse präsentiert, oder der Unterricht selbst beobachtet wird, um seine Präsentation im Kontext zu erleben.

Eine andere Gemeinsamkeit zwischen Interview und Beobachtung ist forschungspraktischer Natur. Vor allem teilnehmende Beobachter behelfen sich zuweilen mit Auskünften von Informanten, wo ihnen das beobachtbare Geschehen «verschlossen» bleibt, oder um das eigene Vorverständnis zu überprüfen. Fragen wie «Und was macht ihr jetzt?» oder «Warum haben Sie nicht ...?» können zeigen, ob der Beobachter noch auf der Höhe der Ereignisse ist.

Diese Vermengung verweist auf das Problem der *Wahrnehmbarkeit sozialer Praxis*, insbesondere in hochspezialisierten Sinnprovinzen. Nicht alles, was vor sich geht, zeigt sich Außenstehenden. Vieles bleibt für den Beobachter *implizit*. Aktivi-

⁹ Die feste Kameraposition zeichnet den konversationsanalytischen Gebrauch aus. Das Gegenkonzept ist die «subjektive», wackelige Handkamera, die sich zwischen Eindrücken hin- und herbewegt. Eine Kamera kann die Position eines Akteurs, eines Schaulustigen, der Deckenlampe oder des Schlüssellocks einnehmen – was zeigt, dass sich Situationen nicht einfach ablichten lassen.

täten werden nicht weiter erläutert, wo sie als bekannt vorausgesetzt werden – oder aber anderen vorenthalten werden sollen. Nahe liegende (sparsame) Ad-hoc-Deutungen erweisen sich mit dem nötigen Hintergrundwissen als unzutreffend:

«Das folgende Beispiel verdeutlicht die Probleme, die die Klassifizierung einer Situation durch das Merkmal der Gleichgeschlechtlichkeit mit sich bringen kann. Die Ethnologin schreibt: *Als ich um 12 Uhr 50 auf die Fläche komme, sitzen Karin (die Lehrerin, T.S.) und die Jungengruppe auf dem Teppich. Ich sehe das erst, als ich schon daneben stehe und sage: «Ah, ihr habt Jungenkonferenz, dann gehe ich wieder.» Die Gruppe verneint das aber und Arne sagt, ich könne mich ruhig dazu setzen. Die Mädchen seien >beim Nähen<. Laut Stundenplan ist jetzt Förderunterricht.»* (Breidenstein/Kelle 1998: 54 f.). Die Autoren ergänzen später: «Die (potentiellen) Missverständnisse kamen hier zustande, weil eine andere dem Kriterium schulischer Leistung entsprechende Aufteilung der Schulklasse die Kinder [...] entlang der Geschlechtszugehörigkeit verteilte. Für uns als außenstehende Beobachter erwies sich das Kriterium der Geschlechtszugehörigkeit als dominant gegenüber dem «eigentlichen» Kriterium der Rechtschreibschwächen.» (Breidenstein/Kelle 1998: 55)

Situationen können zudem durch Asymmetrien geprägt sein. So ist es Sinn und Zweck mancher Darstellungsweisen, Entscheidungshintergründe, Wissensbestände oder Effekte des aktuellen Tuns gegenüber einzelnen Parteien zu verdecken. Sogar der eigentliche Wirkungsrahmen des Situativen mag Teilnehmern vorenthalten werden, etwa auf welche Weise zu einem späteren Zeitpunkt im Verfahren «Resultate» kommuniziert werden.¹⁰

Interviews lassen sich als Subtext oder Kommentierung für Fremdbeobachtungen nutzen. Der Beobachter mag nun das Geschehen mit anderen Augen sehen. Das «angepappte» Teilnehmerwissen mag seine Beobachtungsfähigkeit verbessern. In diesem Sinne hat das *begleitende Interview* einen anderen Bezug zur Praxis als gängige Interviews über (zwischen Fragesteller und Befragtem) ungeteilte Ereignisse. Das begleitende Interview kann Eindrücke stiften oder verdichten, während isolierte Interviews eher Aufschluss geben über Erfahrungsschatz und Selbstkonzept(e) eines Teilnehmers.

Eine andere Annäherung von Interview und Beobachtung findet sich dort, wo gängige (offizielle) Darstellungen erhoben werden. So ist die Art und Weise, in der der Arzt im Experteninterview «seine Klinik» präsentiert, womöglich identisch mit der Darstellung, die er Patienten gibt. Akteure greifen in offenen Interviews auf eingübte Standardrepertoires zurück, die sie so auch für Alltagskontakte verwenden.¹¹

Das Geschichtenerzählen oder auch das Präsentieren von «Expertentum» gehört zum Tagesgeschäft, wie andere praktische Verrichtung auch. Grundsätzlich ermöglichen Interviews für den Feldforscher zweierlei: die Simulation von Alltagsdar-

10 Ein extremes Beispiel findet sich in einer linguistischen Forschung (Shuy 1987) über das Abhören von Gesprächen zwischen V-Männern und Verdächtigen. Der V-Mann muss versuchen, solche Aussagen zu entlocken, die später als Beweise oder zur weiteren Ermittlungsarbeit verwendet werden können. Selbstverständlich bleibt das weitere, deplatzierte Publikum ungenannt.

11 Das Interview zwischen einer Studentin der Sozialen Arbeit und einem «Langzeitfall» in der Erziehungshilfe lässt sich selbst als Beratungssituation lesen, in der die Klientin der Helferin ihre Hilfebedürftigkeit verdeutlicht. Zur Interpretation von Interviews kann die Frage gestellt werden, in welcher Rolle sich Gesprächspartner ansprechen und welche Art von Situation sie etablieren.

stellungen einerseits sowie die Nutzung von Hintergrundwissen der Teilnehmer andererseits.

Das Organisationsgedächtnis nutzen

Wir haben zwei Fälle aufgezeigt, die die Unterscheidung von Beobachtungen und Interviews relativieren. Im ersten Fall wurden Beobachtungen mit Interviews kombiniert, um dem Beobachteten «auf die Spur zu kommen», ihm «Sinn zu verleihen». Im zweiten Fall wurden Interviews nicht als Summe von Aussagen, sondern ihrerseits als Praxis aufgefasst. Ähnlich lässt sich auch für die vermeintlich distanzierte Dokumentenanalyse argumentieren. Auch sie steht als Sehhilfe für Beobachtungen zur Verfügung. Ein einfacher Fall kann dies verdeutlichen.

Die Aufgabe ist es, eine Anwaltskanzlei zu beobachten und zu zeigen, was dort getan wird. Nun finden in den Büros vor allem Schreibarbeiten statt. Es wird ständig diktiert, notiert und getippt: Klientenbriefe, Anträge für das Gericht, Aktennotizen. Eine bloße Beobachtung der Aktivitäten könnte anführen, welche Schreibapparate wie benutzt werden. Der Beobachter sieht Mikros, Kladden, Kopfhörer, fliegende Finger auf Tastaturen, ein- und ausgehende Schreiben etc. Was sich nur schwer beobachten lässt, ist der Inhalt der Korrespondenz. Ohne Einblick in die gefertigten Schriftstücke bliebe dem Forscher vorenthalten, wie und welche Wissensproduktion und Kommunikation dort eigentlich betrieben wird.

Hier ist es ratsam, das Beobachten auf das Sammeln und Studium von – auch elektronischen – Dokumenten auszuweiten. Im Grunde gilt dies für alle Zusammenhänge, die per Schrift- und Bildverkehr zusammengehalten, organisiert und über Zeit und Raum (etwa mittels Aktenführung, EDV, schriftlich fixierte Programme etc.) stabilisiert werden: für Krankenhäuser, Gerichte, Psychiatrien, Versicherungen, Rehabilitationen etc. So befragt der Arzt, um sich in Kenntnis zu setzen, nicht nur Patient oder Schwester, sondern zunächst einmal seinen Laptop und die dort geführte Krankenakte. Der Bildschirm ist den Blicken der Anwesenden entzogen, während die daran anschließende Konversation für alle zugänglich ist (und sein soll).

Wo schriftliche Kommunikationen in die Situation hineinragen, sieht sich der Beobachter mit anderen Raum-Zeit-Dimensionen und verschiedenen Unübersichtlichkeiten bzw. Uneinsichtigkeiten konfrontiert. Diese begründen einen methodischen Bedarf an weiteren Einblicken bzw. Materialien (vom Hören und Zuschauen zum Lesen). Per Schrift verändert sich der Rahmen von Aktivitäten: der Wirkungskreis von Sprechakten (bzw. Schreibakten). So kann mittels Anschreiben «die Rede» an Nicht-Anwesende gerichtet werden oder aber «die Rede» Nicht-Anwesender Gehör finden. Die reine Anwesenheit am Ort des Geschehens garantiert nicht schon den Einblick in alle relevante Kommunikation.

Das notwendige Wechselspiel mit Theorie

Theoriebildung und Beobachtung werden in den Sozialwissenschaften nach wie vor getrennt voneinander bearbeitet und dabei einiges an Innovationspotenzial verspielt. Empiriker pflegen Theorie-Abstinenz oder «wenden Theorie an», während Theoretiker Empirie bloß beispielhaft zur Untermauerung oder Veranschaulichung ihrer Theoriegebäude ausbeuten. Auch innerhalb des Forschungsprozesses bleibt die Trennung aufrechterhalten. Der Forscher erhebt zunächst Daten, die er später anhand theoretischer Konzepte deutet und «gesellschaftlich» relevant macht; oder er entnimmt anerkannten Theorien Hypothesen, die er später anhand seiner Erhebung testet. Die Trennung wird auch mit Empfehlungen reproduziert, Beobachtungen theoriefrei durchzuführen, um offen zu sein für das Neue und Unvorhergesehene im Feld. Dem steht eine Position gegenüber, die aus der reflexiven Verzahnung von Empirie und Theorie Innovationspotenziale zu schöpfen sucht. Die Position ähnelt dem, was Clifford (1983) unter «teilnehmender Beobachtung» versteht. Sie dient ihm

«als Kürzel für ein ständiges hin- und her Lavieren zwischen dem «Inneren» und dem «Äußeren» von Ereignissen. Einerseits greift sie mit Entschiedenheit nach dem Sinn spezifischer Vorkommnisse und Gesten, andererseits tut sie einen Schritt zurück, um diese Beobachtungen zu situieren. Besondere Ereignisse erwerben damit tiefere oder allgemeinere Bedeutung, Strukturregeln und so fort.» (Clifford 1983 [dt. 1993: 127])

Ich will hier eine verwandte Position vertreten: ein Hin- und Herlavieren zwischen Empirie und Theorie. Beide sollten in einen engen Diskurs verwickelt werden, der letztlich dem Beobachten selbst, aber auch dem Theoretisieren, zu Gute kommt. Das Lavieren ist notwendig, weil Theorien stets empirische Implikationen¹² und Methoden stets theoretische Implikationen transportieren.

Die Pluralität sozialer Ordnungen

Keine Theorie passt in Gänze zum untersuchten Feld. Kein Konzept lässt sich ungeschoren von einem Zusammenhang zum nächsten übertragen. Nicht einmal Begriffe überstehen derlei Operation unbeschadet. Sie müssen stets neu justiert, geschliffen und eingebettet oder gar ausgetauscht werden, weil sie gegenüber dem Feld oder das Feld ihnen gegenüber zu widerständig ist. In diesem Sinne sollte eine Begriffsstrategie gewählt werden, die – statt Universalien anzustreben – immer die Begrenztheit mitdenkt. Begriffe werden an ihren Rändern *gebildet*: mittels Gegenbegriffen und feinen Unterscheidungen.

Ein Beispiel ist Goffmans Kritik, Sozialität nicht auf Kommunikation zu reduzieren oder nicht jede Handlung als Darstellung zu begreifen. Auch verweigert sich

¹² Theoretiker implizieren oft einen empirischen Fall und entwickeln von dieser Warte aus ihr ausgreifendes Modell. Es ist eine lohnende Reflexions- und Verstehenübung, theoretische Abhandlungen auf diese Ausgangslage hin zu lesen.

Goffmans konkretistische Begriffsarbeit, jedes Gespräch als Konversation oder soziale Situationen immer schon als zentriert aufzufassen (vgl. Goffman 1981). Analytisch betrachtet operiert Goffman mit Unterscheidungen, die auf Empirie fokussieren und anhand von Empirie (erst) nachvollziehbar werden. Auf diese Weise spannt er einen Möglichkeitsraum auf, in dem Facetten, Kombinationen und Variationen sichtbar werden.

Grundsätzlich gilt: Versuche, gesellschaftliche(n) Ordnung(en) mittels einer Version, Theorie oder Narration zu repräsentieren, werden den Verschiedenheiten (Differenz), Verwicklungen (Interrelation) und Unvorhersehbarkeiten (Historizität) von Praxis nicht gerecht. Postmoderne Autoren im Anschluss an Lyotard haben gefordert, den Anspruch universeller Verallgemeinerung der «großen Erzählungen» aufzugeben und stattdessen die multiplen gesellschaftlichen (Un)Ordnungen als (grund)verschieden und relativ unabhängig zu denken.

Die Multiplizität der Ordnungen wird gesteigert, wo qua Beobachtung per se soziale Situationen ins Zentrum der Aufmerksamkeit geraten. Die Mikrosoziologie geht von lokalen Sozialordnungen aus, die sich nicht mit «Makrostrukturen» (auch nicht mit Theorien) decken – und sich der Einverleibung durch Kultur, Organisation oder Verfahren entziehen.

Der Feldforscher kann nicht von durchgängigen Qualitäten ausgehen. Macht es Sinn, hier von «Subjekt», «Akteur», «Objekt», «System», «Netzwerk» etc. zu sprechen?¹³ Selbst soziologische Grundbegriffe müssen sich im Feld erst als tauglich bzw. passend erweisen, d. h. auch als Ausprägungen oder Variable benutzt werden. Aus absoluten Begriffen werden relationale Verhältnisse: verschiedene Subjekt-Objekt-Beziehungen, vielerlei Geschlechter (statt derer zwei), verflüssigte Machtbeziehungen, Formen der Konstruktivität, verschiedenste Teilnehmerschaften, mehr oder weniger geteiltes Wissen etc. Es gilt, Begriffe in Bewegung zu versetzen, an Bedingungen zu knüpfen, am Feld aufzureiben.

In gewisser Weise passt die teilnehmende Beobachtung methodisch zu der Vorstellung, das soziale Leben sei durch vielerlei «fremde» Sozialitäten geprägt. Doch wie lassen sich Verschiedenheiten erkennen? Hier hat die Beobachtung einiges zu bieten, weil sie (noch) offen ist für Verwirrendes, für Nicht-Verstehen, d. h. für die Notwendigkeit, neue (passende) Perspektiven/Datentypen zu entwickeln. Zuweilen mag es nötig sein, die Unterschiede im Atmosphärischen aufzuzeigen: Wie von einer Situation zur nächsten, von einer Organisation zur anderen «irgendetwas» ganz anders und besonders ist.

Die Atmosphäre – nur grob umschrieben mit Begriffen wie Spannung, Langeweile, Unaufgeregtheit – kann anzeigen, worum es in einem Feld geht, wo Sensibilitäten liegen oder welche Relevanz ein Geschehen für die Teilnehmer besitzt. Geertz'

13 Die Frage ist, z. B. ob sich etwa alle Bereiche von Sozialität als Systeme mit einer ähnlichen Ausstattung und Qualität (z. B. als autopoietisch) fassen lassen, wie dies Luhmanns Werk nahe legt; oder inwiefern «Sprachspiele» systematisiert sind und wie sie sich in dieser Hinsicht unterscheiden (vgl. Knorr 1992). Die gleiche empirische Skepsis ist für ein entgegengesetztes Theorieprojekt angebracht: der Vorstellung, Sozialität ließe sich als ein Netzwerk auffassen (vgl. Castells 2000). Hier ließe sich empirisch gegenfragen, wie eng oder locker Bereiche mit anderen vernetzt sind und wie Praxis derlei Verbindungen kappt oder unterbricht.

Konzept der «thick description» (1973) schließt viele Aspekte (neben dem kultur-analytischen Anspruch) ein, die den soziologischen Begriffsapparat unterlaufen. Sie zeichnen das Bild vom Sozialen mit feinen Schattierungen *und* groben Pinselstrichen. Sie verfolgen scharfe Wendungen, Ungereimtheiten und Deplatziertes, Unordnung wie Ungereimtheiten. Dichte Beschreibungen machen soziales Treiben in seiner Dramatik, Dynamik und Massivität nachfühlbar. Dabei ist dies nicht literarischer Selbstzweck. Das Erlebnis des Forschers, dass «unsere Sprache» für den Fall der Fälle versagt, ist selbst wesentlicher Antrieb für eine unabschließbare Begriffs- und Theoriebildung.

All dies bedeutet freilich nicht, dass Beobachtungen nur noch spezifizieren und sich der Theoriebildung enthalten. Formale Ansätze zeigen, dass Theoriearbeit Sinn macht, um – über Parallelen und Differenzen, Vergleiche und Kontraste – das untersuchte Phänomen besser in den Blick zu rücken, d. h. in seiner Eigenart als ähnlich und unterschieden und in seiner Relevanz als bedingt eigenmächtig und einflussreich zu begreifen. Sobald Universalien unterschritten (z. B.: «Alles ist Kultur!») und Spezifität überschritten wird (z. B.: «Diese Situation mit diesen Teilnehmern ist einmalig!»¹⁴), erfreut sich die Analyse erhellender Kontrastmittel und spannender Rahmungshilfen.

Sozialtheoretische Implikationen der Methodik der Beobachtung

Die verbreitete Qualifizierung von (teilnehmender) Beobachtung als unmittelbar und «nah dran am Geschehen» korrespondiert mit der Vorstellung, soziale Praxis sei identisch mit sich selbst, sei «an einem Ort zuhause» und transparent. Das Geschehen «im Feld» liegt der Beobachtung sozusagen zu Füßen. Das Relevante passiert hier und jetzt als beobachtbares Tun. (Ähnliche Prämissen finden sich in der Konversationsanalyse. Sinnbildung ist identisch mit Konversation treiben. Sie hat ihre Zeit und ihren Ort im Gespräch.)

Teilnehmende Beobachtung unterstellt oft eine identische lokal geprägte Sozialordnung sowie deren Beobachtbarkeit. Situationen sind es demnach wert, genauer beobachtet zu werden, weil sie eine gewichtige (exemplarische, zentrale, bestimmende) Rolle bei der Herstellung sozialer Ordnung spielen. So lässt sich eine Kultur anhand zentraler Veranstaltungen (dem Hahnenkampf bei Geertz 1973), das naturwissenschaftliche Forschen anhand der Laborarbeit (vgl. Knorr 1988) oder eine Organisation anhand von Teamsitzungen (vgl. Knoblauch/Heath 1999) erfassen und analysieren. Wo derlei Mikro-zu-Makro-Beziehungen nicht behauptet werden, gilt

14 So geht Denzin (2001) zu weit, wenn er die Biographie der Akteure zum obligatorischen Bestandteil der Analyse erheben will. Sein Vorschlag ist irreführend, nicht nur weil sich «obligatorische Kategorien» verbieten (warum sollte das in jedem Fall relevant sein), sondern auch, weil die Situationsanalyse so tendenziell als Einzelfallanalyse isoliert wird. Statt Ähnlichkeiten/Differenzen treten Einmaligkeiten und Unvergleichbarkeiten ins Zentrum.

das situative Geschehen zumindest als eigendynamisch und selbstbestimmt: Das was vor sich geht, lässt sich anhand der Aspekte erschließen, die hier und jetzt beobachtbar sind. Alles was die Situation prägt – und deshalb in die Analyse einfließt, muss und wird in der Situation selbst von den Teilnehmern *relevant gemacht*.

Handlungszusammenhänge sind zuweilen anders zugeschnitten und gestrickt. Sie sind mehr oder weniger globalisiert, zentriert, vernetzt, produktiv.¹⁵ Das heißt: zuweilen eher regional, abgekoppelt, selbstbezogen. Manche Aktivitäten reichen über das Hier und Jetzt hinaus, während andere «nicht zum Zuge kommen». Aktivitäten vermögen Rückbezüge herzustellen und weitreichende Vorgriffe zuleisten. Entsprechend wird vieles gar nicht in der Beobachtungssituation realisiert, sondern später, woanders, oder auch gleichzeitig an einem anderen Ort oder Un-Ort (z. B. «am Markt»). Es ist eine anspruchsvolle, wenn nicht *die* Herausforderung von Feldforschung, das Feld selbst mit seinen Einfluss- und Wirkungsgrenzen zu bestimmen: sprich, einen Wirkungszusammenhang mit seinen Zentren, Puffern, Ausläufern etc. zu konstruieren.

Was machen z. B. Arzt und Schwester, wenn sie allmorgendlich Einschätzungen zu den verschiedenen Patienten auf der Station austauschen? Sie vollführen offensichtlich etwas, das über die Konversation hinausreicht. Wir können allgemeiner fragen: Welche Fakten werden geschaffen, die – wie auch immer – das Gespräch verlassen und das Folgende, Anderweitige – mehr oder weniger – vorstrukturieren? Goffmans Frage nach dem, «was vor sich geht», lässt sich reformulieren: Welche Wirkungen werden mit einer Vorgehensweise produziert und stabilisiert? Wohin reicht das Situative und wie ist das möglich? Wie wird das Hier und Jetzt überschritten, um raumzeitlich ausgreifende Wirkungen zu entfalten? Wie werden weitere Zusammenhänge (ein Netzwerk von Freunden, eine multi-nationale Organisation, das schleppende Verfahren) bedient, die relativ unabhängig von den beteiligten Personen und ihren Entscheidungen funktionieren? Und all dies lässt sich umkehren: Wie ist das Situative bereits durchdrungen von all den Wirkungen, die an anderer Stelle zu anderer Zeit erwachsen? Auf welche Weisen wird das Vergangene, Anderweitige im und für das Geschehen virulent?

Die Beobachtung des Geschehens sollte nicht voreilig mit bloßer Interaktionsbegleitung gleichgesetzt werden. Die Position der beobachteten Vorkommnisse im Praxiszusammenhang, seine Relevanz und Ausprägung, seine Verwicklungen, Halbwertszeiten und Reichweiten sind dagegen erst noch zu erschließen. Statt also eine identische Situiertheit zu unterstellen bzw. lediglich *die* Relevanz des Situativen allgemein zu bekunden (wie es Mikrosoziologen gerne tun), sollte die raumzeitliche

15 Hier zeigt sich die Verbindung zu gesellschaftstheoretischen Debatten rund um Globalisierung und Vernetzung. Diese Debatten sollten nicht schon mit der Wahl für eine bestimmte Methode entschieden werden. Aufgabe von Forschung wäre es vielmehr anzuzeigen, wie diese (recht allgemeinen) Trendanzeigen zu empirischen Fragen gemacht werden könnten. Wie lassen sich derlei Entwicklungen also anhand von Empirie diskutieren und entscheiden? Wie erweist sich eine soziale Ordnung als mehr oder weniger globalisiert/regionalisiert? Und warum ist es nicht angemessen (gegenüber den weitaus vielfältigeren Phänomenen sozialer Praxis), allein mit einer binären Unterscheidung oder einem Begriffspaar zu operieren?

Verfasstheit sozialer Ordnungen selbst zur gewichtigen empirischen Frage erhoben werden, die sich von Feld zu Feld neu stellt.

Gefragt wird also nach dem Rang von Situationen für den Zusammenhang: Handelt es sich um einen Durchlaufposten, in dem Entscheidungen oder Setzungen lediglich passieren? Wird hier und jetzt überhaupt Einfluss auf den Gang der Ereignisse genommen – und wenn ja, inwiefern? Erholen sich hier Teilnehmer lediglich von den Strapazen an anderer Stelle bzw. dient das Ganze weiteren Zwecken? Ist diese wiederkehrende Veranstaltung eine Art strukturierendes und entscheidendes Zentrum, an denen sich andere Arbeiten oder Treffen ausrichten? Wenn wir auf diese Weise Situationen mit Situationen verknüpfen, mögen Relevanzen deutlich werden: Machtverteilungen und -bewegungen in einem mehr oder weniger eingegegneten und eigendynamischen Gefüge.

Der Gebrauchswert teilnehmender Beobachtung ist situations- und feldabhängig. Die Beobachtbarkeit des Sozialen hängt also nicht nur von der Positionierung des Beobachters und seiner Fähigkeit ab, sich aufs Feld einzulassen. Die Beobachtbarkeit ist auch abhängig von der Funktionsweise des Zusammenhangs, in dem sich Situationen ereignen, sowie von der Position der beobachteten (mehr oder weniger relevanten) Situation im Feld.

Begriffs- und Theoriebildung als Sehhilfen

Konzepte, Begriffe, Metaphern oder ganze Theorien können den Beobachter – ähnlich einem Perspektivwechsel – neue Einblicke vermitteln. Dabei ist die Distanzierung von allzu Gewöhnlichem nur *eine* heuristische Funktion des Theoretisierens. Eine andere Funktion ist die Relationierung, bei der verschiedene Eindrücke gedanklich zueinander in Beziehung gesetzt werden. Eine weitere Funktion ist das Fragen nach der gesellschaftlichen Relevanz: Was erwächst hier und jetzt? Welche Probleme werden hier bearbeitet? Welche Wirkungen mögen die Wirkungen des beobachteten Tuns zeitigen?

Per Theorie-Diskurs forciert der Beobachter «im Kleinen», was in quantitativen Projekten standardisiert verläuft: das Testen von Hypothesen anhand von «passenden Daten». Diese Testreihen sind allerdings eher Suchbewegungen denn geschlossener Zirkel. Sie bringen eine «soziologische Phantasie» zum Einsatz, wecken Neugier und Skepsis und entwickeln neue, «bessere» Fragen ans Feld. All dies mag zu Perspektivwechseln führen, zu anderen Fokussierungen oder Beobachtungsreihen; oder aber zu einem anderen Blick auf das bereits erhobene Material samt dem eigenen (mal ein- und mal ausgeblendeten) Erfahrungsschatz.

Theorie wirkt im Feld zuweilen als Kompass, als Orientierungshilfe oder als Kontrastmittel für allzu Offensichtliches – und taugt damit als Sehhilfe für Beobachter. Das Umgekehrte trifft dagegen auch zu: Theorien können die Beobachtungsfähigkeit einschränken, Eindrücke verdecken, (feine aber effektive) Unterschiede einebnen und lokale Zusammenhänge verkehren. Ein fertiges Konzept kann den Forscherblick lähmen und unempfindlich machen für die sich bietenden Verwicklungen. Aus der Sicht «teilnehmender Beobachtung» sind Theorien danach zu bewerten, ob sie der

Empirie auf die Sprünge hilft oder sie auf vorgezeichneten Gleisen vom Geschehen ablenkt, den Blick schärft oder gegen Eindrücke immunisiert.

Theorien sind zum einen Beobachtungswerkzeuge, zum anderen selbst Modelliermasse. Enttäuschungen bei dem Versuch, Beobachtungen auf den Begriff zu bringen, sind vorprogrammiert. Weil Begriffe und Theorien nie richtig passen, sich nicht einfach anwenden lassen, betreiben empirische Soziologen zwangsläufig Theoriebildung. Sie sichten und formulieren konzeptionelle Probleme. Im günstigen Fall zeigen sie auf, anhand welcher empirischer Fälle erste Aufschlüsse zu erwarten wären. Diese Arbeit an den Grenzen der Verallgemeinerbarkeit und Systematisierbarkeit ist elementar für disziplinäres Lernen.

Der Diskurs mit Theorie ist auch notwendig, weil jede Beobachtung immer schon Begriffsbildung und -arbeit ist: Wie benenne ich das, was sich dort abspielt? Wie bringe ich das Geschehen auf den Begriff? Die Debatte in der Anthropologie und Ethnologie zur «Krise der Repräsentation» hat Beobachtungsstudien für Darstellungs- und Übersetzungsprobleme sensibilisiert (Berg/Fuchs 1993). In der Folge wurde das Schreiben selbst zum zentralen Experimentierfeld. Es wurden Metaphern gebildet, Schreibstile variiert, Vielstimmigkeiten eingeübt, Ergebnisse als offene Dialoge vorgeführt etc.¹⁶ Anders als in der Repräsentationsdebatte betonen wir hier jedoch nicht den Publikumsbezug von Darstellungen – und wie dieser dem Feld (kultureigene) Relevanzen überstülpt. Wichtig für die Herstellung von Beobachtbarkeit ist vielmehr die Produktivität von Begriffsbildungen für das Beobachten. Es geht also um den Zusammenhang von Darstellungs- und Beobachtungsweisen.

Mit der Wahl von Metaphern und einer spezifischen Theoriesprache (etwa des Gebrauchs des Begriffs «des Handelns», «der sozialen Praxis» oder «der Performance») oder auch eines gewissen Genres oder Stils entstehen einerseits Daten/Eindrücke für das Publikum. Andererseits wird bei der Datenfabrikation (einem Schreib- und Leseprozess) das Erinnern/Vergessen des Forschers selbst angeregt. Begriffe und Konzepte stimulieren und richten die Erinnerung, das Gespür und die Imagination, die die «rare» Feldnotizen ausfüllt, ihnen Leben einhaucht und vieles überschattet. In diesem Sinne ist Begriffsbildung elementar für die Herstellung von Beobachtbarkeit. Für Amann und Hirschauer (1997) ist ein zentrales Merkmal konstruktiver Theoriearbeit im ethnographischen Forschungsprozess:

«die Irritation der Unterscheidung von Begriffen und Phänomenen. Auf der einen Seite kann man sagen, dass Begriffe als Phänomene «aufgemacht», entfaltet und rekonstruiert werden; auf der anderen Seite aber auch, dass Phänomene begrifflich expliziert und respezifiziert werden. Viele Ethnographien kennzeichnen ein konkretistischer Denkstil, ein «anschauliches Denken» im Medium des Empirischen. Empirische Phänomene werden ebenso zu anregenden Denkmitteln, wie theoretische Konzepte interessante Eigenschaften eines Phänomens sein können.» (Amann/Hirschauer 1997: 39 f.)

Wer eine Beobachtungsstudie durchführt, stellt fest, dass sich ohne «gute Begriffe» und ohne «gute Fragen» nur schwerlich beobachten – und lernen – lässt. Das heißt

¹⁶ Beobachtungseindrücke lassen sich als biographische Episode (Ellis/Bochner 2000), als Abenteuerroman (etwa Herman Melville's «Moby Dick or The Whale») oder als Schauspiel (vgl. McCall 2000) rahmen oder umsetzen.

nicht, dass Beobachter bzw. Beobachterinnen mit einem Passepartout ins Feld ziehen und Eindrücke in fertige Begriffsraaster sortieren. Wir müssen das Beobachten vielmehr dialogisch denken: per Beobachtungen erwachsen Fragen und Begriffsgebäude. Das «Begreifen» erregt die Neugier und den Scharfsinn der Beobachtung. Es distanziert und verfremdet – und verhilft dem Beobachter, nicht vorschnell und gelangweilt ein «Alles wie immer!» in die Feldkladde zu notieren. Das Einkreisen, Benennen, Qualifizieren und Rahmen eines «Gegenstandes» hilft im Gegenzug, bestehende Begriffs- und Theorieangebote als konkrete, (notwendig) beschränkte Geltungsansprüche zu denken – und sie per empirische Anschauung zu (re-)konfigurieren.

Resümee

Je nach Feld bedarf es zum Gelingen von Beobachtungsstudien einer Anpassung der sozialen und räumlichen Positionierung des Beobachters (Stellung und Bewegung im Feld), der Beobachtungsreichweiten (Beschaffung von Dokumenten), einer Anpassung der Aufnahmekapazität (per Tonband oder Video) oder auch einer Anpassung des Hintergrundwissens (per Wissenstransfer). Die Beobachtung bedarf der Nach-Justierung wie der Sehhilfen, um Beschränkungen des körpergebundenen Sensoriums auszuweiten. Derlei auch zu nutzen setzt voraus, dass dem Feld nicht per se qua Methode eine spezifische Beobachtbarkeit unterstellt wird. Felder taugen in unterschiedlicher Weise zur teilnehmenden Beobachtung. Sie sind zuweilen unüberschaubar, schwer einsehbar, kaum zugänglich – sprich mehr oder weniger widerständig.

Aufgezeigte Grenzen sollen gleichwohl nicht entmutigen, auf Tuchfühlung zur sozialen Praxis zu gehen. Es ist letztlich diese Handgreiflichkeit, auf der Soziologie sich bewähren muss, will sie sich gegenüber anderen Disziplinen bzw. Deutungsangeboten von Praxis behaupten. Doch soziale Praxis ist kein offenes Buch, das sich unmittelbar studieren ließe (obwohl dies die ethnomethodologische und Luhmann'sche Rede von der *Oberflächlichkeit des Sozialen* nahe legt). Wie jeder Teilnehmer, so muss auch der Forscher sich orientieren, passende Beobachtungsweisen finden und dem Geschehen einen Sinn abringen. Hierzu stehen ihm prinzipiell nicht andere Mittel und Methoden als anderen Teilnehmern zur Verfügung. Der wissenssoziologisch orientierte Beobachter insistiert hier zu Recht, dass der Forscher eher wesentliche «Lerninhalte» nachzuholen hat. Der kultursoziologisch geschulte Beobachter wird hinzufügen, dass es sich hierbei vor allem um mangelnde kulturelle Kompetenzen handelt. In diesem Sinn unterscheiden sich Methoden darin, Forschern im Verhältnis zum Forschungsfeld Kompetenzen zuzuschreiben oder abzusprechen.

Der Beobachter ist mit einer tendenziell unübersichtlichen, komplexen, verwickelten und unabgeschlossenen sozialen Wirklichkeit konfrontiert. Indem die Beobachtung herkömmliche Rahmungen, Relevanzen, Zusammenhänge, Sensibilitäten als empirische Fragen behandelt, setzt sie sich dem Zwang aus, sperrige Konzepte durch brauchbarere zu ersetzen. Die Kunst der Feldforschung ist es, solche Begriffe,

Konzepte und Beobachtungsweisen (im weiten Sinne) zu entwickeln und anzuwenden, die der Widerständigkeit und Wirkungsweise des Feldes gerecht werden. Es ist zum Teil die eigene Disziplin und der nötige Drang zur Verallgemeinerung, die Sozialwissenschaftlern dabei im Wege stehen.

Literatur

- Adler PA, Adler P (1994): *Observational techniques*. In: Denzin NK, Lincoln YS (eds.): *Handbook of Qualitative Research*, Thousand Oaks, CA: Sage
- Adler PA, Adler P (1987): *Membership roles in field research*. Newbury Park, CA: Sage
- Amann K, Hirschauer S (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Amann K, Hirschauer S (Hg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1–28
- Amann K, Hohn E (1998): *Forschung mit der Kamera. Anthropolitein* 6, 4–20
- Angrosino M, Mays de Perez KA (2000): *Rethinking Observation. From Method to Context*. In: Denzin NK, Lincoln YS (eds.): *Handbook of Qualitative Research (2nd Edition)*. Thousand Oaks, CA: Sage, 673–702
- Berg E, Fuchs M (Hg.) (1993): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Boden D, Molotch H (1994): *The Compulsion of Proximity*. In: Boden D, Friedland R (eds.): *Space, Time and Modernity*. Berkeley: University of California Press, 257–286
- Breidenstein G, Kelle H (1998): *Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur*. Weinheim, München: Juventa
- Castells M (2000): *The rise of the network society*. Oxford: Blackwell
- Clifford J (1983): *On ethnographic authority. Representations* 1, 118–146 [dt. (1993): *Über ethnographische Autorität*. In: Berg E, Fuchs M (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 109–157]
- Clifford J (1986): *Introduction: Partial Truths*. In: Clifford J, Marcus GE (eds.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press, 1–26
- Denzin NK (2001): *Interpretive Interactionism*. In: *Applied Social Research Methods Series*, Vol. 16. Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage
- Ellis C, Bochner AP (2000): *Autoethnography, Personal Narrative, Reflexivity: Researcher as Subject*. Denzin NK, Lincoln YS (eds.): *Handbook of Qualitative Research (2nd Edition)*. Thousand Oaks, CA: Sage, 733–769
- Flick U (1998): *An Introduction to qualitative research*. London, Thousand Oaks, New Dehli: Sage
- Garfinkel H (1963): *A conception of, and experiments with, «trust» as a condition of stable concerted actions*. In: Harvey OJ (ed.): *Motivation and Social Interaction*, New York, 187–238
- Geertz C (1973): *The interpretation of cultures: Selected essays*. New York: Basic Books
- Giddens A (1976): *New Rules of Sociological Method*. London: Hutchinson (dt. (1984): *Interpretive Soziologie: Eine kritische Einführung*. Frankfurt am Main, New York: Campus)
- Goffman E (1964): *The Neglected Situation. American Anthropologist* 66, 133–136
- Goffman E (1963): *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall [dt. (1967): *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp]
- Goffman E (1981): *Forms of Talk*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press
- Goodwin C (1994): *Professional Vision. American Anthropologist* 96 (3), 606–633
- Hirschauer S (1991): *The Manufacture of Bodies in Surgery. Social Studies of Science* 21, 279–319
- Hughes J, Randall D, Shapiro D (1993): *From Ethnographic Record to System Design. Computer-Supported Cooperative Work* 1 (3), 123–141
- Jacobsen A (1997): *Ordnungs- und Unruhestifter. Ein privater Sicherheitsdienst observiert*. In: Amann K, Hirschauer S (Hg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur: zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main Suhrkamp, 114–137

- Kalthoff H (1997): *Wohlerzogenheit. Eine Ethnographie deutscher Internatsschulen*. Frankfurt am Main, New York: Campus
- Kemmis S, McTaggart R (2000): Participatory Action Research. Denzin NK, Lincoln YS (eds.): *Handbook of Qualitative Research* (2nd Edition). Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage, 567–607
- Knoblauch H, Heath C (1999): Technologie, Interaktion und Organisation: Die Workplace Studies. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 25 (2), 163–181
- Knorr K (1981): The micro-sociological challenge of macro-sociology: towards a reconstruction of social theory and methodology. In: Knorr K, Cicourel A (eds.): *Advances in Social Theory and Methodology: toward an integration of micro- and macrosociologies*. Boston: Routledge and Kegan Paul, 1–47
- Knorr K (1988): Das naturwissenschaftliche Labor als «Verdichtung» von Gesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie* 17, 85–101
- Knorr K (1992): Die Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie. *Zeitschrift für Soziologie* 16, 406–419
- Kulick D, Willson M (eds.) (1995): *Taboo: Sex, identity and erotic subjectivity in anthropological fieldwork*. London: Routledge
- Luhmann, N (1991): *Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- McCall MM (2000): Performance Ethnography: A Brief History and Some Advice. In: Denzin NK, Lincoln YS (Eds.): *Handbook of Qualitative Research* (2nd Edition). Thousand Oaks, CA: Sage, 421–435
- Scheffer T (1998): Jenseits der Konversation. Zur Konzeptualisierung von Asylanhörungen anhand der ethnographischen Analyse ihrer Eröffnung. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 24 (2), 291–326
- Scheffer T (2001): *Asylgewährung. Eine ethnographische Analyse des deutschen Asylverfahrens*. Stuttgart: Lucius & Lucius
- Scheffer T, Wolff S (i. E.): Erfahrungen bei der begleitenden Evaluation sozialer Einrichtungen. In: Schweppe C (Hg.): *Qualitative Sozialforschung in der Sozialpädagogik*. Leverkusen: Leske + Budrich
- Shuy R (1987): *Conversational Power in FBI Covert Tape Recordings*. In: Kedar L (ed.): *Power through Discourse*. Norwood, NJ: Ablex Publishing Corporation, 43–57
- Sluka JA (1990): Participant Observation in violent contexts. *Human Organization* 49, 114–126
- Szasz TS (1965): *The Ethics of Psychoanalysis. The Theory and Method of autonomous Psychotherapy*. London: Routledge & Kegan Paul
- Whyte WF (1943): *Street Corner Society*. Chicago: University of Chicago Press